

## Literaturbesprechung zu: Maurice Lever: Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren. München: Dianus-Trikont 1983

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1984). Literaturbesprechung zu: Maurice Lever: Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren. München: Dianus-Trikont 1983. [Rezension des Buches *Zepter und Narrenkappe: Geschichte des Hofnarren*, von M. Lever]. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36(4), 836-838. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55485>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Selbstorganisation, die Selbsthilfe findet hier ein reiches Betätigungsfeld.“ (S. 160) Und etwas nuancierter: „Es ist abzusehen, daß der sozialpolitische Prinzipienstreit um Selbsthilfe oder Staatshilfe, wie er am Anfang der deutschen Sozialpolitik stand, erneut entbrennen wird. Diesmal allerdings nicht am Umfang der materiellen, sondern der immateriellen Hilfen. Und diesmal geht es nicht um Überführung von Selbsthilfeverbänden in staatliche Versicherungsgemeinschaften, sondern um die Organisation neuer Formen von Solidargemeinschaften unterhalb unserer weitgespannten sozialstaatlichen Leistungssysteme.“ (S. 149) Allerdings sieht Gross die Gefahr, daß die „Selbsthilfegruppen“ gegenwärtig allzu einseitig auf die „therapeutische Phase“ („Verrichtungsphase“) der Dienstleistungserbringung ausgerichtet sind, ohne zum Wohle der Hilfebedürftigen kompetente „Bedarfsbestimmung“ betreiben zu können (S. 145–147).

Gross überläßt es dem Leser, die Frage zu beantworten, bei welchen „Mangellagen“, „Bedürftigkeiten“, „Problemen“ oder „Krankheiten“ Selbsthilfegruppen besser als Professionen in der Lage sind, Bedarfsfeststellung oder/und Mangelbeseitigung oder Problembewältigung zu leisten. Genau dies hätte ich von einem Autor erwartet, der sich seit Jahren sowohl mit professionellen personenbezogenen Dienstleistungen als auch mit Selbsthilfe und Selbstorganisation befaßt. Nach meiner Auffassung genügt es gegenwärtig nicht mehr, der „Heilslehre“ von der „mitmenschlichen“ Dienstleistungsgesellschaft eine pauschale Anti-Heilslehre entgegenzustellen. Darüber hinaus vermisste ich in dem Buch eine Auseinandersetzung mit dem Problem sozialer Ungleichheit, das mir grundlegend für jede sozialpolitische Diskussion zu sein scheint. Zumindest von ihrem Anspruch her geht es personenbezogenen sozialen Dienstleistungen darum, ungleiche Teilhabechancen zu mildern oder zu beseitigen, die aus individuellen/personalen (somatischen, psychischen) und inter-individuellen (mikrosozialen) Defiziten resultieren. Daß dieser Anspruch nur unvollkommen eingelöst wird und daß personenbezogene Dienstleistungen neue Ungleichheiten erzeugen, weiß ich aus eigenen empirischen Untersuchungen (im Bereich der Sozialhilfe, der Sozialarbeit, der Psychiatrie und der ambulanten Krankenpflege). Was ich gerne dazugelernt hätte, ist eine – sicherlich vorläufige –

Antwort auf die Frage, bei welchen sozialen Problemen sich professionelle Dienstleistungen und Selbsthilfeaktivitäten so verknüpfen lassen, daß soziale Ungleichheiten sowohl in der Bedarfsfeststellungs- als auch in der Verrichtungsphase abgebaut werden können. Obwohl diese Frage in dem vorliegenden Buch nur gestreift wird, halte ich die begrifflichen Vorarbeiten von Gross für einen wichtigen Schritt bei der Suche nach einer Antwort.

Friedhart Hegner

## VERSCHIEDENES

Maurice Lever, Zepter und Narrenkappe. Geschichte des Hofnarren. München: Dianus-Trikont 1983. 256 Seiten. Preis: DM 30,—.

Eher Geschichten über einzelne berühmte Narrengestalten an französischen Höfen vom späten Mittelalter bis zum Absolutismus denn eine „Geschichte des Hofnarren“ bietet Maurice Lever mit diesem Buch an; doch seine Ambitionen reichen, wenn auch nicht sonderlich systematisch, über das Anekdotische hinaus: Lever versucht, so etwas wie eine Gesamtperson des Hofnarren zu (re-)konstruieren, und er versucht, seine Generalthese vom Aufstieg und Niedergang höfischer Narretei am begrenzten, aber detaillierten Material zu beglaubigen. Vorab: Auch hier verhält sich das Lesevergnügen wieder einmal umgekehrt proportional zur genuin soziologischen Relevanz des Buches. Oder anders ausgedrückt: Der Text ist in dem Maße interessant, ja spannend, indem er sich etwelcher Typisierungen und Verallgemeinerungen enthält und einfach die Lebens- und Lachgeschichten solcher Persönlichkeiten wie etwa Triboulet, Meister Guillaume, L'Angely und anderer schildert, allenfalls noch die je konkrete kulturelle Gesamtsituation skizziert. In dem Maße aber, in dem wir als Soziologen diese Arbeit rezipieren, büßt sie nicht nur an Faszination, sondern auch an Plausibilität ein. Die systematische Fragwürdigkeit des Leverschen Unternehmens beginnt bereits mit den Rück- und Vorgriffen auf die historischen Transendenzen des Hofnarren als einem eingrenzbaaren sozialen Typus: Einerseits spricht allenfalls geschichtliche „Nähe“ dafür,

ein Werk über die „Narren der Könige“ mit einem Abriß mittelalterlicher Narrenfeste und Narrenorden einzuleiten, andererseits wiederum erscheint es historisch nicht eben zwingend, von den Narren und Narreteien am Ende des Absolutismus recht unvermittelt zu solch vielschichtigen und mithin problematischen Existenzen wie *Jean-Paul Sartre* und *Jacques Lacan* zu springen. Dem wohl doch zumindest etwas verwickelteren Zusammenhang wird *Levers* Darstellung jedenfalls keineswegs gerecht.

So filigran der Autor einzelne Charaktere zu zeichnen vermag, so dickpinselig gibt er sich, sobald er generellere Deutungen anvisiert. Exemplarisch etwa ist *Levers* Neigung, einerseits Narretei als ein „der Macht“ unentbehrliches Pendant zu reklamieren (z. B. S. 122), andererseits „die Macht“ aber auch als absolut humorfeindlich zu qualifizieren (z. B. S. 16 und 243). – Auch die Idee der närrischen „Gesamtpersönlichkeit“ bleibt theoretisch blaß: Weder vermag sich hieraus die heuristische Qualität einer idealtypischen Konstruktion zu entfalten, noch bietet sie sich als zwingender induktiver Schluß aus der (von *Lever* auch nicht systematisch geleisteten) Zusammenschau der jeweils durchaus absonderlichen einzelnen Persönlichkeiten an. Dies harmonisierte ja in der Tat auch wenig mit *Levers* (keineswegs sonderlich origineller) These einer eindeutigen historischen Entwicklung des Hofnarrentums vom *Stigma zum Beruf*: Der Interpretation des Autors zufolge waren für die anfangs höchst unsichere Rolle des „dem Hofe folgenden“ Narren keineswegs körperliche, sondern eben mentale Defekte maßgeblich, denn der *Schwachsinnige* galt als Inkarnation der Narrheit selber und damit als quasinatürlicher (gottgefälliger) Antipode des (gottbegnadeten) Herrschers. (Wenn sich die geistige Minderwertigkeit gar noch mit physischen Deformationen paarte, so galt ein solches Wesen als noch ergötzlicher.) Mit der Zeit aber wurde aus der sozial verachteten Rolle des am Hofe geduldeten privilegierten Position des bei Hofe akkreditierten Narren und damit ein Beruf für Leute (vor allem für Männer, vereinzelt aber auch für Frauen), die schlau genug waren, den Dummen überzeugend zu spielen. Im Absolutismus schließlich war dann der begehrte Posten des wohlbestallten Hofnarren fast zu einem Synonym geworden für die Stellung des einflußreichsten politischen Beraters des Königs. Was der Narr aber an be-

ruflicher Reputation gewann, so bedauert *Lever*, büßte er an „anarchischer“ Komik ein: Er wurde moralinsauer und zynisch.

Nun spricht zwar einiges (aus dem Material über Narretei überhaupt) für eine *idealtypische* Differenzierung zwischen dem stigmatisierten und dem professionellen Narren, diese aber als zeitliche Aufeinanderfolge, als begrenzten historischen Wandlungsprozeß zu fassen, scheint doch zumindest problematisch: Der intentionelle, der künstliche Narr lief lange, bevor die französischen Könige sich seiner zu machtpolitischen Intrigen bedienten, nicht nur „neben dem common sense“, sondern auch neben dem existentiellen, dem „natürlichen“ Narren her und durch die Weltgeschichte. (Außerdem ist, wie *Levers* eigene Beispiele anschaulich zeigen, die eine oder die andere Etikettierung im konkreten Einzelfall selbstredend weitaus problematischer als die von ihm zur geschichtlichen Wirklichkeit hypostasierte Idealkonstruktion vielleicht vermuten läßt.) Für eine *allgemeine* Hermeneutik des Närrischen jedenfalls wertvoller dürfte sich *Levers* These von der rein symbolischen Bedeutung dieses Typus erweisen (der dann aber evidentmaßen nicht auf den Hofnarren begrenzt werden kann): Der Narr läßt sich so verstehen als die Verkörperung des Möglichen im Wirklichen, das sich aber als wirkliche Möglichkeit per se wiederum nihiliert, indem es durch sich selber aufweist, wie lächerlich es wäre, diese Möglichkeit, die es repräsentiert, ernst zu nehmen. Für diesen symbolischen Gehalt steht der Hofnarr lediglich proto-typisch: Je zurückter der Gegenspieler des Souveräns, um so würdiger wirkt der Herrscher. Oder, eben allgemeiner: Je unmöglicher die Alternative, um so selbstverständlicher erscheint das je Gegebene. Das – beileibe nicht nur von *Lever* gepflegte – romantische Bild vom Niedergang des Narren (in welchem Zeitraum auch immer) erweist sich mithin als Perspektivenproblem: Basierend auf den Vor-Urteilen, daß es erstens so etwas wie eine authentische Form des Komischen gebe, die in der Geschichte bzw. in Geschichten verlorengehen könne, und daß zweitens sich „gesunde“ und „ungesunde“ Formen von Humor unterscheiden ließen. Nur moralische Vor-Entschiedenheit in diesem Sinne läßt z. B. den Schluß zu, der Narr habe seine Hoch-Zeit, solange er sich als Karikatur des Herrschers gebärde, er verrate aber seine Idee

und damit sich selber, sobald er sich auf dessen Seite schlage und die Waffe der Lächerlichkeit gegen andere wende.

Dagegen steht zu vermuten, daß *jede* Form der Narretei herrschaftsstabilisierend funktionalisiert werden kann, weil der Narr (als Symbol) *immer* die lächerliche Alternative der je konstruierten Normalität darstellt. (Und der absolutistische König war eben der Inbegriff des Außergewöhnlichen, während die Normalität dieser Zeit weit eher repräsentiert war in den Höflingen, in den thronorientierten Untertanen.) Nicht zuletzt darum ist es auch so schwierig, den Narren in der Moderne mehr als nur schemenhaft zu verorten, weil Normalität in modernen Gesellschaften eine hochgradig *relative* Angelegenheit geworden ist (bzw. überspitzt formuliert, ein Bezugsgruppenproblem): Sicher sind die Intellektuellen aus einem bestimmten Blickwinkel die Narren ihrer Zeitgenossen, sicher aber sind sie nicht die einzigen Wahrer der „wahren“ Narretei, zu denen sie *Lever* zu verklären sucht (vgl. z. B. S. 244); in einer anderen Perspektive nämlich erscheinen die „übrigen“ Zeitgenossen durchaus als die Narren der Intellektuellen, bzw. erscheinen die einen Intellektuellen als die Narren der anderen Intellektuellen und die einen Zeitgenossen als die Narren der anderen Zeitgenossen (und vice versa und so weiter ...).

Es läßt sich durchaus *nicht* feststellen, daß Narretei (als die lächerliche Alternative per se) in der menschlichen Geschichte bzw. in den menschlichen Geschichten „irgendwann“ entsteht, aufblüht und wieder verschwindet. Narretei zeigt sich vielmehr als (zumindest) universalhistorisches Phänomen. Was sich hingegen stets gewandelt hat und immer wieder wandelt, das sind die janusköpfigen Masken, die das Nürrische zugleich offenbaren und verbergen, und das sind vor allem die Strategien der sozialen Funktionalisierung, vermittels derer (jederzeit) mit dem Lächerlichen Ernst gemacht werden kann. So räsoniert *Lever* höchst mißverständlich über reduzierte nürrische Kraftfelder, über den verlorenen oppositionellen Impetus (z. B. S. 235 f.), und redet dabei doch „nur“ vom Wandel eines Berufsbildes. Wenn wir aber – entgegen *Levers* eigenen Ambitionen – darauf verzichten, in diesem Text der Idee der Narrheit selber modellhaft nachzuspüren, und uns darauf beschränken, ihn vielmehr als historischen Beitrag zu einer allgemeinen Berufstypologie zu

rezipieren, dann könnte er vielleicht sogar für solche Soziologen interessant sein, die sich nun nicht gerade auf das Spezialgebiet der Narretei (wenn es denn wirklich so „speziell“ ist) konzentriert haben. – Im übrigen: Wer einfach (wieder einmal?) ein unterhaltsames und auch bebildertes Geschichtsbuch über einige „andere“ Geschichten im französischen „Prozeß der Zivilisation“ zu lesen geneigt ist, sollte sich durch diese professionsspezifisch orientierte Kritik ohnehin keinesfalls von der Lektüre abhalten lassen.

Ronald Hitzler

\*

Lewis A. Coser, Charles Kadushin und Walter W. Powell, Books. The Culture and Commerce of Publishing. New York: Basic Books 1982. XIII und 411 Seiten. Preis: \$ 19,-.

„Bestseller-country“ soll *Hermann Kant*, westwärts blickend, die Literaturlandschaft der Bundesrepublik genannt haben. In denselben kulturkritischen Unterton verfallen indessen auch seine westdeutschen Kollegen, wenn sie westwärts blicken – nach Amerika, dem Land, in dem auch das Wort *bestseller* noch eine Steigerungsform besitzt: *blockbuster*, ein schier unübersetzbare Wort („Bombenerfolg“ träfe es wegen seines militärischen Anklangs noch am besten), für jene von Marktstrategen gemanagten Superseller, von denen Europa mit *Eric Segals* „Love Story“ eine erste Kostprobe erhielt. Noch alarmierender klingen für europäische Ohren Nachrichten vom Erfolg jener zusammengeschriebenen Buchfabrikate ohne persönlichen Autor, die die Verfasser der vorliegenden Studie als „non-books“ bezeichnen. Books oder non-books, ist das schon die Existenzfrage für ein klassisches Medium?

Der amerikanische Buchmarkt, ungehemmt von festen Ladenpreisen, buchhändlerischer Standestradiation und Sendungsbewußtsein für „das gute Buch“, ist europäischen Beobachtern für Kulturschocks jeder Art gut. Daß er dennoch nicht ohne Ambitionen, Traditionen und eigene Kultur ist, zeigt die vorliegende Studie über die US-amerikanischen Literaturverhältnisse; die erste ihrer Art übrigens. Erstaunlicherweise ist sie in vielem dem deutschen „Autorenreport“ von *Karla Fohrbeck* und *Andreas J. Wiesand* vergleichbar, die zehn Jahre früher die Gelegen-